

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 10

Artikel: Kater Graulichs Minnefahrt [Schluss]

Autor: Binz, Cajetan

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636263>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den Steinbruch. Acht Mann bewachten den Eingang. Den Führer und zwei andere nahm ich gefesselt mit zum Schlosse. Im Namen des Königs verlangte ich die Uebergabe und zeigte der Besatzung die Gefangenen. Als die Zugbrücke herabgelassen wurde, flog ein Pfeil daher, prallte an meinem Helm ab und verletzte Helmuts Wange. Den Schützen heraus! rief ich. Dem Heimtückischen gehört der Strich. — Nun kam die kleine Besatzung über die Brücke und stieß einen etwa zehnjährigen Knirps vor sich her. Der sollte der Uebeltäter sein. Er kniete zitternd vor mein Pferd hin. Ich fragte ihn: Hast du den Pfeil abgeschossen? — Ja. — Warum? — Weil ihr Räuber seid. — Wo ist dein Vater? — Ich habe keinen. — Deine Mutter? — Ich habe keine. — Wem gehörst du? — Niemand. — Wie heißtest du? — Nabot. — Bitte den Mann hier, den du verwundet hast, um Gnade. Er wird sagen, wieviele Rutenstreiche du bekommen sollst. —

Nabot blieb knien, wo er war, beugte sich vornüber und bedeckte sein weinendes Gesicht mit den Händen. Da sagte Helmut, er nehme den Knaben gefangen zuhanden des Königs, wenn ich es erlaube. Ich habe es erlaubt. Er stieg vom Pferd, befahl dem kleinen in seiner Sprache, aufzustehen, es werde ihm nichts geschehen. Da Nabot ihn nicht sogleich begriff, wiederholte Helmut seine Worte. Ich möchte es nicht versuchen, den Blick zu beschreiben, mit welchem der aus seiner Angst erlöste Junge seinem Retter dankte. Helmut ließ sich von ihm die Wunde aussaugen, auswaschen und mit Zunder zukleben. Sie heilte rasch. Seither sitzt ihm Nabot auf den Fersen. Ich denke, ein paar Minuten Todesangst waren Strafe genug für den Jungen.

Im Steinbruch hatte einer versucht, die Wächter zu bestechen, ihnen einen Beutel Silber angeboten, wenn sie ihn laufen ließen. Sie nahmen das Geld, fesselten den Mann und einer brachte ihn zu mir. Es war der Bischof. Hier sind die Silberlinge.“ — Der Hauptmann stellte den faustgroßen Beutel auf den Tisch. Da sagte der König: „Das Säcklein will ich noch auffüllen und es meiner Leibwache schenken.“ — Der Hauptmann fuhr fort: „Die Kaiserlichen kamen bald heran. Wir besetzten das Schloß. Darin fand sich vielerlei, das nicht zu seinem Inventar gehörte. Die deutschen Hauptleute haben den Plunder unter sich verteilt. Als Anteil an der Beute verlangte und erhielt ich zwölf Pferde zuhanden des Königs. Wir haben nicht die schlechtesten ausgelesen. Schon am zweitfolgenden Tage lief uns der Graf mit etlichen Begleitern ins Garn. Er stieß zuerst auf mich und meine Leute. Ich machte ihm seine Lage klar und sagte, mein Schwert lehze nicht nach Blut; aber es sei des Königs Wille, daß er, sein Bruder und dessen Gehülfen vor dem ihnen gesetzten Richter erscheinen. Vielleicht ist es wahr, daß er seinen Bruder auffsuchte, wie er angab, um ihm Vorwürfe zu machen. Er schenkte mir sein gutes Pferd und eine Handvoll Dukaten, damit die Deutschen sie nicht erwischteten. Dann übergab er mir Handschuh und Sporn zum Zeichen, daß er des Königs Gefangener sei. Diese gab ich im zurück, als der Erzbischof von Lyon ihn gegen sein Ritterwort auf freien Fuß setzte. Das Pferd habe ich dem Helmut geschenkt und ihm aus den Dukaten die goldenen Sporen gießen lassen. Sobald sie fertig waren, habe ich ihn zum Ritter geschlagen. Die Schlosser der Grafschaft

wurden besetzt, die Gefangenen nach Lyon geführt. Dort erreichte mich der Befehl des Königs zur Heimkehr.“ — „Machen sich nicht auch die Leute des Kaisers zur Rückkehr bereit?“ fragte der König. — „Sie lassen es sich wohl sein im Lande, werden nicht abziehen, bis der Honigtopf leer ist. Keine Mannszucht. Da ist mir des Königs Leibwache denn doch lieber.“ (Fortsetzung folgt.)

Kater Graulichs Minnefahrt.

Skizze von Cajetan Binz.

(Schluss.)

Es konnte nicht fehlen, daß auf diesem Rundgang schmerzlicher Erwartung, leisen Hoffens und banger Furcht eine wohlküstig arbeitende Phantasie dem armen Mädelchen immer trostlose Wahngebilde heraufbeschwor. Da sieht sie das Tierchen zwischen den Zähnen eines riesigen Wolfshundes, jetzt zuft der kleine Kadaver zerquetscht unter einem Autowag, ach, und nun geht ihr gar die Geschichte vom Rattenstrecker durch den Sinn, jenem Bösewicht ihrer Kinderzeit, der mit einem Saß durch die Gärten schleicht und Jagd auf die schönsten Exemplare macht, gierig nach einem wohlgeschmeckenden Braten und nach besonders kostbaren Fellen.

Daz ihr bei diesen furchterlichen Vorstellungen Tränen über die Wangen rollten, daß sie endlich um den Kater trauerten wie um einen lieben Verstorbenen, wer mag sich darüber wundern?

Es ist nicht zu viel gesagt, daß sich unsere blonde Freunde, als sie nach Mitternacht abgehezt und zitternd vor Kälte heimkam, schluchzend ins Bett warf, um stundenlang um einen wirren Schlaf zu ringen, der mit Schredgesichtern, eingebildeten Geräuschen, lieblich-täuschenden Traumpausen ein wildes Spiel mit der wehrlosen Beute trieb. Schlaflose Nächte, wie zehren sie an der Nervenkraft, wie rütteln sie Wirklichkeit und Traum, Sein und Schein qualvoll durcheinander! Kein Wunder, daß am nächsten Morgen unsere Studentin zerschlagen und wie von schwerer Krankheit ermattet aufstand, mit schmerzendem Kopf und bleiigen Gliedern. Ein wenig verloren schlich sie durch den Tag, was sie auch unternahm, immer wußte sie in ihrem Unterbewußtsein, daß ihr ein großes Leid geschehen war, nichts wollte sie freuen, ihr Treiben schien ihr sinnlos, ihre Gedanken waren umschattet, ja, sie lebte gar nicht gut in den drei Tagen, da Kater Graulich verschollen blieb.

Aber am dritten Abend miaute es draußen vor dem Fenster so deutlich, heischte es so energisch Einlaß, daß das Mädelchen von der Arbeit auffschreckte, zur Tür hinaus und die Treppe hinunter flog, und dann, ach, wie überquellend, jubelnd, jauchzend: „Katerchen, Liebling, du lebst, bist nicht tot, bist wieder da, Gott, o Göttchen, was mußt du gelitten haben in dieser Kälte draußen!“ Liebesgestammel, wild und zärtlich, und dann nahm sie den verlorenen Sohn auf die Arme, drückte ihn wie unsinnig an die Brust, herzte, koste, küßte ihn unter Lachen und Weinen — wenn doch nur alle Menschenräder mit solcher Herzensfreude wieder aufgenommen würden! —

Kater Graulich aber schien dieses ungeftüme Wesen nicht nur unverständlich, sondern unangenehm, er benahm sich sehr ablehnend, knurrte sogar höchst ungezogen und sprang, kaum war man im Zimmer angelangt, mit mächtigem Satze zu Boden. Er stöberete in einigen tigerhaften Kreisen an Tisch- und Stuhlbeinen herum, kleine, herrische Schreie von sich stözend, peitschte mit schredlich zerzaistem Schwanz den Boden, schaute mit zusammengekniffenen Augen aus einem scharfschäntigen Raubtiergesicht zu der erstaunten Studentin empor, deren Freude durch das veränderte Wesen des Wiedererstandenen einen argen Dämpfer erhielt. Hunger hat

er, erriet sie endlich, holte die Reste ihres delikaten Abendbrotes, füllte ihm eine Tasse Milch auf, reichte ihm die Köstlichkeiten dar; er stürzte sich schnurrend auf den Teller, er fraß nicht, er schläng; wild und gierig, mit schnalzenden Lauten zerbiß er die Bratenstücke, in wenigen Augenblicken war das Geschirr spiegelblank geleckt.

Wer nun glaubt, daß nachher, wie das bei säuberlichen Räken Sitte ist, die Toilette an die Reihe kam, der täuscht sich sehr. Ein paar knurrende Laute, ein freches Herumspähen, dann einen Sprung auf den Diwan, und schon rollte sich der struppige, ausgemergelte Landstreicherleib zu todähnlichem Schlummer zusammen.

Um das Herz unserer Studentin legte es sich wie ein Raukreis. Was war aus ihrem Zärtling geworden! Keine Spur von Wiedersehensfreude, nur Gier, Herausforderung und Undank! Es zeigte sich nun auch an ihr, daß man um kein Wesen grundlos leidet, ohne nachher das Gefühl der Kränkung und des Beleidigseins zu empfinden. Ja, der zufrieden schlafende Geselle brachte das sanfte Mädchen bald in eine feindselige Wut, instinktiv witterte sie Untreue, langsam erriet sie den Sinn jenes fluchtartigen Ausreizens, und sie war weit davon entfernt, es begreiflich und entstuhldbar zu finden.

Aus einem Gefühl der Sauberkeit heraus setzte sie sich in Abwehr gegen den Treulosen und beschloß, ihn ihre Ungnade fühlen zu lassen.

Das wurde ihr freilich durch den Rater selbst schwer gemacht, denn dieser schlief erst einen Tag und eine Nacht ununterbrochen und nahm nachher keine Notiz von seiner Herrin, so daß ihr Schmollen den Zweck vollständig verfehlte.

Es muß gelagt werden, daß sich in der nächsten Zeit eine Art heimlichen Krieges zwischen den einst so zärtlichen Stubengenossen entwickelte. Beide Teile trugen zu den verstedten Feindseligkeiten gleichviel bei, doch schien auf die Dauer der in jenen Schicksalsnächten sehr männlich und robust gewordene Rater die stärkeren Nerven zu besitzen. Wenigstens ließ er sich nie zu einer spontanen Taktlosigkeit hinreißen, wie das unserm Fräulein Studentchen nur zu oft geschah, sei es, daß sie ihm das Fressen lieblos hinschmiß, ihn mit einem unsanften Klaps vom Diwan hinunterjagte, oder ihn tagelang unarmherzig in den Korridor sperrte. Bei dieser geringshäzkigen Behandlung behielt Rater Graulich seine Würde durchaus, aber mit dem zärtlichen und gemütlichen Schnurren, mit dem heimlichen Rosen um Fessel und Knie schien es für immer vorbei zu sein. Und gar das liebliche Schlafzimmeridyll, dieses traulich atmende Beisammenliegen, wer wagte nur daran zu denken!

Das Schmerzliche an der neuen Situation war, daß unter den veränderten Zuständen das liebebedürftige Mädchen wirklich litt, während sich der Rater nichts daraus zu machen schien. Er fraß mit gesundem Appetit, war übrigens im Fressen gar nicht mehr heikel, verzehrte im Gegenteil allerlei abscheuliche Broden, die er von seinen täglichen Streifereien mit nach Hause brachte. Er bewegte sich mit stolzer Selbstsicherheit, wurde wieder rund und fett und bekam einen prachtvollen Löwenbart um seinen mächtigen Schädel. Das Träumerisch-Zärtliche ging ihm ganz verloren, er hatte seit seiner Fahrt in die Welt das Kinderkleid ausgezogen und gefiel sich vornehmlich in einer flegelhaften Ruppigkeit.

Doch kamen Tage, wo er in dem heimlichen Kampfe mit seiner Herrin die taktisch vorteilhafte Position einbüßte, und das war dann, als die Studentin ihre Gleichgültigkeit und Kälte nicht mehr spielte, sondern, in den Rausch eines gewaltigen Erlebnisses gerissen, ihren Rater wirklich vergaß.

Das war im Mai, als die Erde herrlich im Festkleid strahlte, als Tag für Tag die weißen Wolken selig durch den Himmel segelten, als aus allen Gärten die berauschenenden Düfte von Millionen Blumen und Blüten fluteten, o, die

ganze Welt war ein jauchzender Märchentraum! Wie sollte da unser gutes Fräulein Studentchen daheim über Zahlen und Formeln sitzen, nein, nein, das süße Singen ihres Blutes trieb sie hinaus auf Wanderungen durch Feld und Wald, schweigenden Flüssen nach und träumerischen Hügeln entgegen!

Ihr Harr wurde licht und lichter, ihre Augen leuchteten wunderbar, ihr Schreiten wurde ein seliges Schweben. Sie sang oft oder summte eine Melodie leise vor sich hin, aber manchmal lächelte sie nur ganz innig und glücklich, oder sie sagte ein Wort, ein einziges Wort mit dunkelgoldener Zärtlichkeit. Und sie trug weiße Seide, Wolken von weißer Seide!

Von seinem Korb aus, in dem er tagelang zusammengerollt, aber mit gespannter Wachsamkeit, lag, beobachtete aus schmalen Gläserpalten Rater Graulich das Werdenwunder, das sich an seiner Herrin vollzog, und diesmal war es seine Raterseele, die nicht minder feinfühlig als vor Monaten das Mädchenherz, die brennende Schmach erlittener Untreue empfand.

Und manchmal, spät am Abend, wenn das Fräulein hochatmend heimkam, sich gedankenvoll auszog und jedes einzelne Kleidungsstück zärtlich streichelte, wenn sie träumerisch vor dem Spiegel stand, sich über den blühenden Leib strich, als müßte sie seine Grenzen abtaufen und dann versunken lächelte, weil ihr alles so unverstanden war, da rieselte dem einsamen Tier ein wellendes Knistern über das Fell, leise Zarttöne wimmerten aus seiner Kehle, die Pfoten dehnten sich liebheischend auseinander: die arglos-gute Kreatur drängte der Liebe des Menschen entgegen. — Da war keine Feindschaft mehr, da wellte die rechte Unabhänglichkeit in den Erlebnisraum des schicksalhaften Herrn.

Aber — sei es aus Furcht, sei es aus Scham — das Tier blieb liegen, ruhig, allein, eine warme, atmende, einsame Welt.

Ist es erstaunlich, daß doch einmal seine Stunde kam? Ach, du liebe Zeit, wie haltlos weinte und schluchzte unser gutes Fräulein an jenem schwülen Gewitterabend, durch den die blauen Blitze geistertern, als sie sich, übel zugerichtet, zerknülltes Kleidchen und verwirrtes Haar, aufs Bett warf und sich nimmer und nimmer mehr fassen wollte! Wie heiße Wellen brauste das herzergreifende Jammern durch das Zimmer, warm strömte es hinüber in die Ecke zu dem Korb am Boden, rührte den Rater eigentlich an, und siehe, er dehnte seinen prachtvollen Körper, reckte ihn lautlos auf, hob den herrlichen Mähnenkopf mit den grünen Lichtern, bewegte die schlanken Beine zu federndem Gang, sprang auf das Bett und drängte sich mit einem tiefen, wohltonenden Schnurren an das unglückliche Menschenkind.

Was Wunder, daß bei der unerwarteten Berührung der brausende Schmerz verebbte, daß warm und erlösend große Tränen flossen, wie draußen das drohende Gewittergewölk sich in sanften, breiten Regenfall verströmte! Ach, es rieselte warm und feucht über Graulichs knisterndes Silberfell, er lag ganz ruhig und eng ange schmiegt da und ließ das dunkle Cello seiner Kehle tönen, in herrlichen Rhythmen, leise und laut, lindernd und trostreich, endlich sogar ein wenig fröhlich.

„Raterchen, Liebling, Einziger, ja, dich hab' ich, ach, du bist gut, Tierchen, du bist treu, komm, Sanfter, Weicher, du bleibst mir nun allein!“ Jetzt, nach langen Monaten, drückte sie ihn wieder an sich, innig, heftig, in ungestümer, wunder Zärtlichkeit, ja, unser Fräulein fand die Sprache wieder, und das war gut, da war schon vieles gewonnen. Und noch nie hat sich der prächtige Rater so erschütternd hingegessen an seine Herrin geschmiegt, und noch nie hat sein trautes Liebesummen so warm geklungen wie in dieser Frühlingsnacht.

Und endlich stand das Mädchen auf, strich sich mit einer energischen Handbewegung das in Unordnung geratene

Haar zurecht, hob den Räder sorgsam auf, stellte ihn auf den Boden: „Ja, Kleiner, es ist ja schon alles wieder gut, wart, du mußt noch einen Gutenachtbissen haben“, und wandte sich der Küche zu. Über der Räder drängte sich an ihre Knie, und als sie sich niederbeugte und ihm lieblosend über den Rücken strich, da hob er den Kopf, daß sein herrlich weißes Unterleibergewölk sieghaft aufleuchtete, schaute die Herrin an, zuerst groß, mit zwei forschenden Leuchtflugeln und dann, als er sah, daß wieder schönes Wetter herrsche, schelmisch-heiter mit schmalem Blinzeln — und endlich brach sein Räderübermut strahlend durch, er miaute dreimal herzgewinnend und strecte seinen beredtesten Körperteil, den buschigen Schwanz, Ferkengerade in die Höhe, bog ihn dann an der Spitze gutgelaunt um, so daß er wie ein fröhliches Fragezeichen ins Zimmer ragte, als wollte sein Besitzer neden: „Na, na, auch du? ... die Liebe?!” —

Das Zeitalter des Barock.

Von H. W. May.

Das Wort „barock“ teilt mit dem Worte „gotisch“ bekanntlich die Entwicklung vom absprechenden Ekelnamen zur Stilbezeichnung, wie auch das Wort „Biedermeier“ ursprünglich ein Spottname war, bevor er zu Bezeichnung der Epoche wurde. Aber selbst noch heute nehmen wir das Wort „barock“ gerne her, wenn wir etwas als schwülstig, überschwänglich, launenhaft, überladen und gefüllt bezeichnen möchten. Wie das Verständnis des barocken Geistes es zum Beginn der barocken Epoche als „barock“ abweisend bezeichnete, so bezeichnete heute noch eine einfachere und ruhigere Zeit das Barock ebenso oft im gleichen unverstandenen Sinne.

Was aber war das Barock, jener Kunst- und Lebensstil innerhalb der Grenzen des 16. und 18. Jahrhunderts, jener Zeit der Reformation und Gegenreformation und des



Louis XIV., der Herrscher der Barockzeit. Gemälde von J. A. Arland. Museum in Genf.

Fürstenabsolutismus, seinem Wollen und seinem Geiste nach wirklich?

Die Antwort läßt sich kurz fassen: Die Zeit der kraftvollsten Bewegung Europas.

Eine Aktivität sondergleichen herrschte in jenen Zeiten, eine Dynamik der Geister und der Taten, wie sie seither nie mehr zu uns kam. Geschichtlich ist das Barock das Zeitalter der Reformationen, der Gegenreformationen, bis hin zur Aufklärung, des dreißigjährigen Krieges, der absoluten letzten großen und wirklichen Herrscher in Europa, die Epoche des prunk- und pompliebenden Louis XIV. Das Zusammentreffen dieser großen geschichtlichen Erscheinungen ist kein zufälliges, sondern alle sind nur Phasen eines Kampfes um eine Idee: die Idee der Einheit. Eine Kirche sollte bestehen über den ganzen Erdball; die gereinigte katholische Kirche. Ein Reich sollte errichtet werden, dem die ganze oder die halbe Welt untertan ist; das ist der Reichsgedanke der Habsburger. Eine große Menschennation sollten die Bewohner der Erde bilden, ein Gottes-Macht-Reich. Eine große Geisteshaltung, eine große Geistesauflärung soll die Menschen wecken und einen. Eine literarische Sprache die Literaturen der Völker in eins verschmelzen, eine Kunst, eine Sprache, das Barock, bestehen. Nicht genug damit: auch die ganze sichtbare Welt, der ganze Kosmos soll zu einer Einheit zusammenschmelzen, unter einem allgültigen Gesetz verlaufen; so wollen es die Forschungen Keplers, so will es Leibniz, so Newton. Darum, um diese hehre Idee, setzt sich alles in Bewegung: der Theologe, der Naturforscher, der Feldherr und der Herrscher, der Handel und der Bürger. Die Kämpfe des Barock gehen nicht eigentlich um Landgewinn und Schlachten Sieg. Sie gelten dem Glauben, der großen Staatsform und der reichen Staatsmacht, der Besitzerteilung aller bekannten Welt. Zu diesem Zwecke wollen alle Geister erobert sein, und die Beeinflussung der Geister ist der Wille der barocken Idee. Sie bildet die große geistige Vorschulung für die großartige Geschäftsreklame des kommenden, schon in der Zeitenferne harrenden Kapitalismus. Die Arbeit an den Seelen, die Bearbeitung der Gläubigen für eine einzige Lehre ist das Ziel der Reformatoren wie ihrer Gegenspieler, der Jesuiten. Das Königtum will durch überwältigenden Prunk, durch Macht-aufbietung, Spiel, Glanz und Pomp seine Verankerung in den Herzen des Volkes erzwingen; so will es vor allem Louis XIV.

Man kämpft mit den Seelen der Menschen, man kämpft um die Seelen der Menschen. Die großen Kanzelredner eröffnen ihren Reigen und die kleinen folgen und sie alle lassen stolz ihre Reden drucken. Die großen Inspiziatoren erstehen, wie der Heilige Ignatius, dessen Lehre typisch für den Seelenzwang des Barock ist, und die Heilige Theresia. Die Schaubühne entfaltet ihren größtmöglichen Prunk, ihren unwirklichsten Pomp zu betäuben und in das betäubte und gelockerte Herz der Zuschauer die moralischen Tendenzen ihrer Stücke einzubringen. Der Raum der alten Bühnen reicht hierzu nicht mehr aus: große Bühnenhäuser entstehen. Eine ideologische Propaganda ohnegleichen wird aufgezogen und an die Massen herangetragen. Alles wird übermächtig, weil es überwältigen soll, alles gewinnt an Masse, weil es erdrücken soll, alles wird laut, weil es betäuben soll. War es der Wille des edlen Renaissance-Menschen Einzelner zu bleiben, Vereinzelter zu sein, zu leben in einer aristokratischen Ruhe und Abgeklärtheit fern der Massen, die abzuwehren, nicht zu beeinflussen sein Ziel war, so ist der Wille des Barock ein extrem gegenteiliger. Leidenschaftlichstes Wollen beherrscht allenthalben diese Epoche; jedes nützliche Mittel war diesem Willen recht.

In der größtmöglichen Machtentfaltung prunkt ein Ludwig XIV., in dem vielseitigsten Wulst des Wissens prunkt die Großen des Geistes. Ihr Wissen ist ganz unspezialisiert, sie kennen, sie verstehen alles, sie nehmen an allem Anteil, weil sie das Ganze, die Einheit wollen. Grenzen bedeuten nichts und Nationen wenig. Es gilt die große Form einer abendländischen Gemeinschaftskultur zu schaffen.